

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

95 (23.4.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 29

Inhalt der Nr. 29:

Der Eisberg. — Mitleid. — Tod und Todesurkunde. — Eine Schlagenfütterung. — Sprachlos usw. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

„Die kapitalistische Gesellschaft selbst ist am Werke einer raschen Zerstörung ihrer Grundlagen. Sie untergräbt sich durch ein in sich selbst unheilbares System des allgelassenen Erwerbs- und Konkurrenzkrieges. Sie zerstört sich durch das liberale Recht... Die steigende Not des Lebens, die Massenarmut und die Konzentration des Proletariats in Städten, Werkstätten und Armeen werden die Arbeiterbewegung zum hundertstenmale wieder erwecken, wenn sie neunundneunzigmal niedergeschlagen sein wird.“

Der Eisberg.

Von Henry F. Urban.

Das furchtbare Dampfer-Unglück, das durch einen Zusammenstoß der „Titanic“ mit einem Eisberg verursacht wurde, bringt die bekannte Skizze von Henry F. Urban „Der Eisberg“ in Erinnerung. Darin schildert Urban meisterlich die Gefahr, in die ein Ozeanriesen durch einen schwimmenden Eisberg gebracht wird. Die Gefahr erkennen in Urbans Skizze freilich nur die Schiffsoffiziere und Mannschaften. In den Gesellschaftskreisen ahnt man nichts von ihr. Dieser Gegenstand gibt der Skizze die außerordentliche künstlerische Wirkung. In Urbans Dichtung geht die Gefahr vorüber. Die Wirklichkeit war entsetzlicher und grausamer.

Ein warmer Juliabend. Die See nur leicht bewegt. Es nebelt und durch den weichen Dunst kommt, immer in Pausen von zwei Minuten, das tiefe, dröhnende, wahnende Bu-u-uh! des Nebelhorns eines transatlantischen Dampfers. Jetzt werden seine Umrisse verschwommen sichtbar, schwarz und gewaltig. Es ist einer der Ozeanriesen. Dunkel Rauchwolken qualmen aus den Schornsteinen. Majestätisch rauscht er daher mit achtzehn Knoten die Stunde verminderter Geschwindigkeit. Des Nebels wegen. Um den messerscharfen Bug sprudelt und wogt und spritzt es wie Seifenschäum. Hinter sich her läßt er eine lange Straße von Schaum. Aber im Nebel ist es nicht zu erkennen. Alle elektrischen Lichter brennen: das Licht hoch oben am ersten Mast, dem Fockmast, das grüne Licht auf Steuerbord rechts unter der Kapitänbrücke, das rote Licht auf Vordbord links unter der Kapitänbrücke. Sämtliche Kajütenfenster sind erleuchtet und sämtliche Fenster des Speisesaals. Denn es ist die Zeit des Dinners. Im Speisesaal, grün und gold, Jugendstil, tragen die Stewards in den dunkelblauen Uniformen mit den gelben Messingknöpfen gerade den Kaffee auf. Das Streichorchester der Musikstewards oben im Damensalon spielt das letzte Stück der Tafelmusik „La Paloma“. Sehnüchlig feurig klingt es von der weiten Deckung über dem Speisesaal herunter. Schöne Damen an den glühenden, schneigenen Tafeln wiegen die Köpfe und lächeln, wie die schönen Damen lächeln, wenn die Musik von Liebe seufzt. Bu-u-uh! dröhnt das Nebelhorn zornig mitten in die Musik und das Geplauder hinein.

„Das verwünliche Nebelhorn!“ sagte der dicke Berliner zu der kleinen Soubrette neben ihm, die nach New York verpflichtet ist. „Es macht einen ganz nervös!“ „Ach, mich läßt's kalt!“ meint sie mit gespielter Gleichgültigkeit und schaut von dem Gestorenen. „Na ja! Wenn man solche Portion Eis zu sich nimmt!“ wipelt der dicke Berliner und langt sich eine Ananasmelone. Nach und nach leert sich der Saal. Einige bleiben zurück, lösen sich um das Piano herum, wo der freundliche Wiener

mit dem lächerlichen schwarzen Schnurrbartchen ein Lied von Lassen singt, mit gequiektem Tenor, komisch gräulich. In einer Ecke, abgefordert, sitzt die reizende junge Polka und der Dichter aus Frankfurt an der Oder. Der Dichter hält ein weißes Blatt Papier in der Rechten und liest:

Ach durch meine dunkle Gasse
Mit den kalten, grauen Steinen
Und dem kalten, grauen Schnee
Kam die süßeste der Kleinen,
Märchen, meine holde Fee,
Sag zu mir hinaufgelächelt,
Zu den alten, blinden Scheiben,
Wo ich stand, das Herz voll Weh —
Dann verichwand im Straßentreiben
Märchen, meine holde Fee.

Bu-u-uh! dröhnt das Nebelhorn. Die schöne Polka lacht. „Es klingt wie ein eh' Bergpottung, nicht wahr?“ jagte sie. „Aber bitte! — Holen Sie mir doch eine Tasse Tee, ehe Sie weiterlesen.“

Der Dichter verschwindet. Im Rauchsalon schlägt der deutsche Brauer aus Mexiko auf den Tisch und murmelt, mit der schlechten Zigarre im linken Mundwinkel:

„Immer rin, was Deene hat!“
„Was meint das?“ fragte der neugierige Yankee, bekommt es von seinem skatundigen Nachbar erklärt und sagt: „Ah — — I feel awful funny!“ Nicht weit davon sitzt der übliche Ozeanrenommist und verlinket einem Kreise von aufstrebenden Ozeanrünstlingen:

„Eisberge? Rächerlich! Lassen Sie sich doch keinen Eisberg aufbinden. Das ist nun meine zwölfte Meile und ich habe noch nie einen gesehen.“ Bu-u-uh! dröhnt das Nebelhorn. Und immer rauscht der Ozeanriesen durch Nebel und Wogen dahin. Niemand ist auf Deck. Es ist zu wenig angenehm dort. Auch nach die Zeit zum Schlafen. Einsam wird es auf dem Dampfer, immer einsamer. Nur auf der Kapitänbrücke, die in der Höhe vor den Schornsteinen quer über das Schiff läuft, ist es lebendig. Dort geht hinter der Brustwehr der Kapitän und der erste Offizier von Steuerbord nach Vordbord unablässig auf und ab. In der Ecke an Steuerbord steht der dritte Offizier, in der Ecke an Vordbord der vierte und späher durch die Gläser in das neblige Dunkel. Im Steuerhaus in der Mitte der Brücke steht der Quartiermeister am Steuerad, blickt unverwandt auf den Kompaß vor sich und dreht unausgesetzt am Steuerad, um den Dampfer im Kurs zu halten. Born am Bug steht der zweite Quartiermeister und späht unablässig in das neblige Dunkel. Oben im „Auskie!“ am Fockmast steht die Wache und späht unablässig in das neblige Dunkel. Unten im Maschinenraum weisen die Zeiger auf den beiden Telegraphenapparaten, die mit den Telegraphenapparaten auf der Brücke in Verbindung stehen, auf „Achtung“. Des Nebels wegen. Mehrere Maschinenisten befinden sich daher in unmittelbarer Nähe der Apparate bei der Umsteuerungsmaschine, welche die gewaltige Maschinenie beherrscht. Alle Vorsichtsmaßregeln für Nebelwetter sind also aufs peinlichste beobachtet. Man hört nichts als das dumpfe, gleichmäßige Stampfen der Maschinen, das Rauschen und Zischen der Wogen, die der Dampfer durchschneidet, das dröhnende Nebelhorn. Von irgendwo tönt ein silbernes weibliches Lachen. Möglicherweise bleibt der Kapitän stehen und sagt zum ersten Offizier:

„Zanzen, wird es kühl, oder ist mir nur so?“ Zanzen steht sich um, als ob man Kälte sehen könnte, und erwidert: „Mir ist auch, als würde es kühl!“ Von Steuerbord her bemerkt der dritte Offizier: „Es wird auffallend kühl!“ Zanzen wirft seiner prüfenden Blick auf das Thermometer am Steuerhaus: „Das Thermometer fällt rapide!“ Der Kapitän tritt neben ihn, der dritte Offizier ebenfalls. Alle drei blicken auf das Thermometer. „Es ist schon um sechs Grad gefallen!“ sagt Zanzen.

Wie dem auch sei, das ~~Wort~~ des Todes wird von den Lebendigen nicht gelöst, sondern wie alle Dinge, die uns umgeben, nur beschrieben werden können. Vielleicht sind wir nach dem Tode das, was wir vor der Geburt waren. Vielleicht auch etwas anderes. Wir wissen es nicht, aber wir werden es alle erfahren...

Fr. A. Holland in der „Frankfurter Zeitung“.

Sprachecke des Allgem. Deutschen Sprachvereins.

deutsch oder Deutsch? französisch oder Französisch?

Große Unsicherheit herrscht allenthalben über die Groß- oder Kleinschreibung der von Volksnamen abgeleiteten Eigenschaftswörter. Und doch ist der Unterschied gar so leicht, man braucht nämlich nur zusehen, ob das Eigenschaftswort auf „was?“ oder auf „wie?“ antwortet. Also: Reden wir zunächst deutsch (wie?). Er kann nicht Deutsch (was?), deshalb mußt Du englisch (wie?) mit ihm sprechen. Sprechen Sie gut Französisch (was?)? Er spricht nur Französisch (was?), und Karl sprach daher ihm zuliebe nur französisch (wie?) mit ihm. So kann, lernt, schreibt, spricht man Deutsch, Französisch, Chinesisch usw. (was?) Antwort: das Deutsche usw., aber man kann auch deutsch, französisch, chinesisch usw. sprechen und schreiben, wenn es sich aufs Wie bezieht, also gleichbedeutend ist mit „auf deutsch“ usw. Es kann also heißen: Ich muß Deutsch mit ihm üben; aber: Ich muß deutsch mit ihm sprechen, d. h. entweder auf deutsch oder auch in dem bekannten drohenden Sinne: ihm einmal gründlich die Wahrheit sagen. So heißt es also auch: er spricht gut Deutsch (= gutes Deutsch), aber im Französischen ist er noch nicht sicher; der Brief ist deutsch geschrieben; auf deutsch lautet das ganz anders als auf englisch. Es bedarf also nur kleiner Mühe, sich Klarheit zu verschaffen, um Deutsch richtig deutsch schreiben zu können. Wer sich aber selbst die nicht machen mag, der schlage im Duben nach; da findet er alles. Die Begründung aber, die Befehle für unsere Rechtschreibung und ihre Gesetzmäßigkeit findet er gebiegen und übersichtlich dargestellt in der kürzlich erschienenen „Ausführlichen Rechtschreiblehre“ von J. Lammerz (Stolberg, Abb.), Joseph Mathes).

Allerlei.

Lichtreklame im Dienste der Religion. In Newyork hat sich kürzlich eine Vereinigung „Men and Religion forward movement“ gebildet, die mit der unverwundlichen Energie der Yankees daran arbeitet, die Sünde und die Gottlosigkeit aus dieser Welt zu vertreiben. Die fromme Vereinigung bedient sich der modernsten Mittel und hat sogar die Lichtreklame in ihren Dienst gestellt. Nachts erscheint eine gewaltige Plannennschicht über dem Broadway, und der hier wandelnde Sünder steht plötzlich vor seinem Menetekel, wenn er in Miesenklettern die Worte: „Ich bin meines Bruders Wächter“, „Die Kirche braucht Hilfe beim Seelenfischfang!“ An einer anderen Stelle leuchtet der Spruch in die Nacht: „Ein jeder ist in Newyorks Kirche willkommen!“ Die Menschen für die Religion, die Religion für die Menschen! Die Feuerchrift der frommen Eiferer ist sogar noch größer als die Reklame für „Schnapsstys Whisky“. In der kräftigsten Weise sucht man den Weltfindern die Augen zu öffnen. In den Zeitungen stehen dort, wo sich früher nur Sportanzeigen befanden, Miesenanzeigen, die den Leser dringend auffordern, am nächsten Sonntag die Kirche zu besuchen. Diese Propaganda der Religion ist natürlich glänzend finanziert; eine Reihe von Dollarmillionären hat kräftig in die Tasche gestiffen, um dem jungen Verein vorwärts zu helfen.

Für unsere Frauen.

Frauenwahlrecht und Wöchnerinnen-schutz.

k. r. Für unsere Genossinnen, die sich für den auf den 12. Mai festgesetzten Frauentag rüsten, gilt es, die Notwendigkeit des Frauenwahlrechts von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu begründen. Dabei wird sich dann zeigen, daß selbst dann, wenn man die Frau auf den engen Raum der Familie und ihre Pflichten als Mutter beschränken möchte, die Forderung des Frauenwahlrechts trotzdem eine zwingende Notwendigkeit ist.

Die Mutterschaft ist heute unter den gewandelten wirtschaftlichen Verhältnissen keineswegs nur eine Pflichtleistung

dem Manne gegenüber, sondern eine Pflicht von hoher Bedeutung gegenüber der Gesellschaft.

Warum das?

Der Arbeitsprozeß ist heute ein gesellschaftlicher, der die Leistungen ungezählter, einzelner Arbeitskräfte zusammenfaßt. Diese Arbeitskräfte, die den Bestand und die Fortentwicklung der Gesellschaft gewährleisten, wachsen aber bekanntlich nicht den Bäumen gleich aus der Erde, sie fallen auch nicht vom Himmel herunter, sondern sie werden der Gesellschaft gegeben durch die Muttergesellschaft, d. h. durch das Gebären, Pflegen und Erziehen der Kinder zu tüchtigen, brauchbaren Menschen, die zu körperlicher und geistiger Arbeit für die Gesellschaft fähig sind. Die Erfüllung der Mutterpflichten begründet deshalb nicht weniger wirksam die Forderung des Frauenwahlrechts, als dies die Erwerbsarbeit, Hausfrauenpflichten und die Steuerzahlung der Frauen tun. Durch die Mutterschaft wird aber auch der Besitz des Frauenwahlrechts zu einer Notwendigkeit, denn die Erfüllung der Mutterschaft ist mit schweren Opfern und Gefahren verbunden. Sterben doch jährlich zick 10 000 Mütter an den Folgen der Geburt, vor allem am Kindbettfieber. Nach dem statistischen Jahrbuch von 1910 hat die Zahl der Frauen in Deutschland, in Orten mit mehr denn 15 000 Einwohnern, die an Kindbettfieber starben, wieder enorm zugenommen.

Es starben durchschnittlich jährlich an Kindbettfieber in den Jahren 1902—1907 1132 und im Jahre 1908 sogar 1213 Frauen.

Diese Gefahren sind umso größer, je ungünstiger die sozialen Verhältnisse, unter denen die Frauen leben, durch die Einrichtungen der kapitalistischen Gesellschaft gestaltet sind. Die gesellschaftlichen Verhältnisse bedrohen nicht nur das Leben der Frau, sondern auch das der werdenden und neugeborenen Kinder.

Nach der Statistik des Deutschen Reiches hatte Deutschland eine Säuglingssterblichkeit von

351 046 gleich 17,6 Prozent im Jahre 1907 und

359 022 gleich 17,8 Prozent im Jahre 1908.

Die hohe Säuglingssterblichkeit raubt hunderttausenden von Müttern ihre Lieblinge und damit alles Mutterglück. Durch sie wird aber auch die Gesellschaft um zahllose zukünftige Arbeitskräfte betrogen. Im Interesse der einzelnen Mütter und der gesamten Gesellschaft ist deshalb ein durchgreifender Mutter- und Säuglingschutz zu fordern und zu erzwingen. Kapitalistische Interessen der herrschenden Massen verhindern bisher seine Durchführung. Diese Lasten werden wiew erweisen durch einen Blick auf die Verhandlungen und Beschlüsse der Reichsversicherungsordnung. Trotz sachgemäher, maßgebender und überzeugender Begründung seitens der sozialdemokratischen Abgeordneten wurden von der Reichstagsmehrheit die Vorhaben abgelehnt, deren Durchführung in hohem Maße Leben und Gesundheit der Mütter und Säuglinge gefährdet wäre.

Von den Vertretern der Sozialdemokratie wurde gefordert: obligatorische Schwangeren- und Wöchnerinnenunterstützung zu gewähren für je 8 Wochen in der Höhe des durchschnittlichen Tagelohnes für Arbeiterinnen, ein Stillsitz zu gewähren für 26 Wochen in der Höhe des Krankengeldes, ferner das Obliegen, in der freien Hebammen- und ärztlichen Hilfeleistung für Schwangere und Wöchnerinnen einzuführen.

Doch dies alles wurde von der bürgerlichen Reichstagsmehrheit kalten Blutes niedergestimmt. Das einzige, was an obligatorischem Säuglings- und Mutterschutz beschlossen wurde, ist eine Wöchnerinnenunterstützung für acht Wochen — in den Landkantonsassen vier Wochen — in der Höhe des Krankengeldes für die weiblichen Mitglieder, die mindestens 6 Monate der Klasse angehören. Von dieser Unterstützung kann der Betrag für zwei Wochen vor der Entbindung als Schwangerenunterstützung gegeben werden.

Wohl selten ist den Frauen klarer und eindringlicher demonstriert, wie wichtig und notwendig der Besitz des Wahlrechts und durch dieses der Einfluß auf die Gesetzgebung ist, als bei dieser Gelegenheit. Wo es sich um ihre ureigensten Interessen von allerhöchster Bedeutung handelte, die zusammenhängen mit dem Gesamtinteresse der Gesellschaft, da mußten sie katenlos beiseite stehen, da durften sie nicht mitreden, durften nicht von all ihren Qualen und Schmerzen erzählen, die sie als Mutter erduldet, da war es ihnen verwehrt, mit dem Hinweis auf die hohe soziale Bedeutung der Mutterschaft einen Schutz der Mütter zu erzwingen.

Erinnert euch an diese empörende Tatsache, ihr Frauen, und trümt in hellen Scharen herbei und demonstriert für das Frauenwahlrecht!

*) Mutter- und Säuglingschutz von J. Bick.

berichtig... Die... als... ein... Der... hinaus... Der... ittelsten... er... nicht... und... der... die... Die... Tag... ner... Reichstag... idstag... wollen... Befeh... Stellen... streng... wech... uer... nicht... und... in... zu... tragem... teiligen... (Recht... weitere... auf... Str... auf... die... nicht... die... ie... mit... en... kollen... Mit... ist... im... (Gen... Sch... ter... muß... zur... dem... Eine... st... b... ien... die... ger... ver... die... n... n... en... Dar... tr... wie... gen... ig... Sch... tron... werden... re... ein... wer... f... ber... er... ber... jet... mit... del... an... ter... r... aller... das... der... Le... Der... er... an... die... auf... hier... hier... die... Ge... n... an... weis... gef... :... sh... tag... Ge... für... tü... h... mit... te... ven... ache... us... ter... ber...

„Zum Teufel!“ meint der Kapitän. „Das kann nur ein Eisberg sein! Sehen Sie nichts, Karsten?“ Karsten, der dritte Offizier, sucht schon wieder nach Norden im Nebel herum.

„Ich sehe nichts!“ Von Norden trieben um diese Zeit die Eisberge südwärts.

„Rufen Sie den Mann im Auskiesel an!“ Karsten greift zum Sprachrohr und ruft den Mann im Auskiesel an. Durch das Sprachrohr kommt vom Auskiesel die Meldung zurück, er sehe nichts.

„Das Thermometer steht drei Grad über Null!“ meldet Karsten. Alle Gläser sind von der Brücke nach Norden gerichtet. Plu-u-uh! warnt das Nebelhorn weit hin durch den Nebel. Und als ob es sich über die Warnung lustig machen wollte, taucht jetzt ein erschreckendes gigantisches Ungeheuer aus dem Nebel auf. Von Norden her vor dem Bug treibt es auf dem Dampfer zu, lautlos, unauffaltfam, gespensterhaft weiß, die erstarrende, eisige Kälte des Todes ausströmend. In 600 Fuß ragt es aus dem Wasser, breit und maffig zugleich, wohl noch zu sieben Achtern, wie gewöhnlich, unter dem Wasser sich erstreckend. Vorn, dicht über dem Wasser, zeigt es eine riesige Ausbuchtung. Der Keil oberhalb hängt in gewaltiger Spitze weit vornüber gerade in Schiffshöhe. Wenn diese Spitze den Dampfer trifft, drückt sie ihn unter Wasser wie einen Papierfahnen, den die Kinder auf der Wäschschüssel fahren lassen. Dann ist alles vorbei. In wenigen Sekunden, und 2000 Seelen an Bord, mit der Mannschaft!

„Eisberg Steuerbord!“ kommt die Stimme der Wache durch das Sprachrohr vom Auskiesel. Die Stimme hat etwas Ueberrassendes, Geisterhaftes. An Ausweichens, das sieht der Kapitän, ist nicht mehr zu denken. Bereits ist er am nächsten Telegraphenapparat. herum fliegt der Hebel, der Feiger weist auf „Vollkraft rückwärts“. Unten im Maschinenraum rasseln die elektrischen Klingeln in den beiden Telegraphenapparaten, ihre Feiger fliegen auf „Vollkraft rückwärts“. Der nächste Maschinist stürzt herbei, liest das Kommando, telegraphiert zur Bestätigung nach der Brücke zurück, wo in den Telegraphenapparaten die elektrischen Klingeln rasseln. Dann wirt er den Hebel an der Umsteuerungsmaschine herum, tausend und brausend drehen sich die gewaltigen Schrauben in der entgegengesetzten Richtung, ein leichtes Zittern läuft durch den riesigen Schiffskörper. Bläß und regungslos stehen die Maschinisten. Was ist geschehen? Was wird geschehen? Wann kommt der betäubende Knack? Wann bricht die salzige Blut tosend in den Maschinenraum, jeden Ausweg für die Maschinisten unter der Wasserlinie abschneidend? Auch oben auf der Brücke stehen sie bläß und regungslos, wie wenn die Eisfalte, die von dem Gespenst da vor ihnen ausströmt, sie alleamt zu Eis hätte gefrieren lassen. Bläß und regungslos steht die Wache im Auskiesel, der Quartiermeister am Bug, der Quartiermeister am Steuerbord, das er mit eiserner Hand hält, ein wenig nach Süden drehend, von dem Gespenst fort. Sie haben die Zähne aufeinander gebissen. Fünf Minuten, das wissen sie, werden vergehen, ehe der Dampfer die Schrauben gehorcht und rückwärts läuft. Bis dahin läuft er vorwärts unter dem enormen Druck der Fahrgeschwindigkeit. Spielt da nicht jemand im Speisesaal, hinter dem Ofen sitzt 'ne Maus' von Linde? Eine Minute! — Zwei Minuten! —

„Gerade abgereißt!“ sagt der Brauer im Rauchsalon und ebr Panke will wieder wissen: „Wer ist abgereißt?“ Der Dichter im Speisesaal hat der schönen Polin die Tasse Tee gebracht und liest weiter:

Doch ein Wunder ist geschehen
Gerade wie in lieben Märchen:
Überall, wohin ich seh',
Sprossen Rosen hinter Klärchen,
Klärchen, meiner holden See.

Drei Minuten! — Es wird immer kälter, immer kälter. Immer näher kommt der Eisblock, grauig in seiner drohenden eisigen Gespenstigkeit. Es scheint den ganzen Ozean, den ganzen Himmel auszufüllen. Man sieht nichts anderes. Von der Brücke, vom Steuerhaus, vom Auskiesel, vom Bug starren sieben Paar Augen unerbittlich auf das fahle Gespenst, das gigantische Ungeheuer da vor ihnen. Sieben Herzen schlagen still. Jetzt muß der Anprall kommen — jetzt — jetzt! Der Mann im

Auskiesel schließt die Augen, der Quartiermeister am Bug dreht den Kopf zur Seite und hält den Atem an. Im Speisesaal die schöne Polin lächelt und der Dichter liest den letzten Vers:

Ranken sich um Stein und Mauer,
Wachsen auf bis zu den Lüften,
Wachsen, wo ich seh' und geh' —
Und mich grüßt in tausend Düften
Märchen, meine holde See.

Fünf Minuten! — Das Schiff steht. Es beginnt langsam rückwärts zu gehen. Etwas rascher. Noch rascher. Die Entfernung zwischen dem gespenstigen Ungeheuer und dem Schiffe wächst. Das Ungeheuer ist jetzt in Linie vor dem Bug. Noch können sie von einer Erhöhung des Eisfeldes unter Wasser erfasst werden. Aber es treibt weiter, es gleitet vorüber, immer noch drohend, immer noch furchtbar in seiner starren Riesenhaftigkeit. Wie Goliath auf David blickt es auf die elende Nuschale herunter. Jetzt ist es schon auf Vordbord. Doch südlicher gleitet es. Und nun taucht es in den weislichen Nebeldunst zurück, aus dem es kam. Zansen holt tief Atem. Der Kapitän sagt: „Um ein Haar!“ Er nimmt die Wölke ab und trocknet sich den kalten Schweiß von der Stirn. Dann tritt er an den Telegraphenapparat und telegraphiert nach dem Maschinenraum hinunter: „Vollkraft vorwärts!“ Denn der Nebel wird heller. Im Maschinenraum atmen sie tief auf. Die Starrheit der Gesichtsmuskeln löst sich. Die Bestätigung des Kommandos kommt nach der Brücke zurück. Wieder drehen sich die mächtigen Schrauben nach der entgegengesetzten Richtung. Der Quartiermeister am Steuerbord nimmt den Kurs wieder auf. Dichte Rauchwolken quellen aus den Schornsteinen. Brausend schießt der Dampfer von neuem durchs Meer. Um den scharfen Bug sprudelt und spritzt der weiße Schaum hoch auf. Das Thermometer steigt. Das Nebelhorn macht noch einmal Plu-u-uh! Dann schweigt es. Es wird immer heller. Schon werden hoch oben einige Sterne sichtbar. Ein Pfeifensignal von der Brücke ruft den Quartiermeister vom Bug zurück. Der Quartiermeister am Steuerbord greift nach der Glockenschraube über sich und schlägt die Glocke außen am Steuerhaus sechsmal an. „Bim-bim, bim-bim, bim-bim!“ erhält die Glocke. Vorn im Auskiesel am Fockmast antwortet die Wache mit ihrer Glocke, einen Ton tiefer, sechsmal: „Bam-bam, bam-bam, bam-bam!“ Sechs Gläser in der Seemannsprache — elf Uhr nachts nach der Landuhr. Und der Mann im Auskiesel läßt sein Falkenauge über die Dächer hoch oben am Fockmast und am Großmast schweifen, über das grüne Steuerbordlicht und das rote Vordbordlicht zu seinen der Kapitänbrücke. Dann ruft er in langgezogenen Tönen zur Brücke hinüber: „Lampen brennen-alles w-o-o-h!“ „Amen!“ sagt der Kapitän und verläßt grüßend die Brücke.

„Steward, bringen Sie mir noch ein Glas Minzschnee!“ sagt der Panke im Rauchsalon und gähnt. Er meint Münner Bier. „Verdammt langweilig, solch eine Reise — do'nt you think so?“ fragt er den Brauer aus Mexiko.

„Nicht, wenn man Stat spielen kann!“ antwortet der „Karo heißt der Hund!“

„Was für ein Hund?“ fragt der Panke. Man überhört es absichtlich. Seine Fragerei wird stummfönnig.

Unten im Süden verschwindet etwas Weißes, das wie eine harmlose Wolke aussieht.

Mistle-toe.

Der Zweig mit den gelblich-weißen Beeren paßt nicht so recht zu uns und in unsere Nase. Dem kranken Freunde erzählt er von englischen Landhäusern mit blondhaarigen Mädchen und starken Männern, die sich unter ihm in der offenen Lüne begegnen. Er träumt von rosigem, küssenden Mädchenlippen, nach denen er vergebens dürftet.

Vor mir aber steht die schwächliche Blumenfrau, die mir die Misteln mit andern Grün ins Haus gebracht hat und mit der ich Zwiegespräche gehalten. Sie ist stolz darauf, mit dem Erlös aus ihrem Blumen- und Beerenhandel die Miete bestreiten zu können, achtzig Mark für die armselige Stube und den Küchenanteil draußen auf dem Dorfe. Wie

viele sie sind? — Der Mann, ein Maurer, der im Winter meist arbeitslos ist, drei Kinder und sie selbst. Erst waren sieben Kinder, aber vier hat die Schwindsucht weggerafft; die andern sind „noch gesund“. Und damals haben sie alle in einem dumpfen Raum gehaust, der kaum für zwei Bewohner Luft genug bietet. So werden sie weiter haufen, bis der Tod wieder für Raum sorgt; doch, freilich, sie sind ja „noch gesund“.

In die Blumenfrau muß ich denken und an die frierenden Kinder, die das Grün draußen im Walde gesucht haben; und ich muß weiter an die Not und all das Elend denken, das so oft dicht bei uns wohnt und das wir trotzdem kaum ahnen.

Marie Schlob.

Eine Schlangenfütterung.

Der Londoner Zoologische Garten in Regentpark zählt unter seinen vielen unterhaltenden Genrebildern auch eins, das der Seltenheit wegen besonderes Interesse verdient, die Fütterung der Reptilien. Und wer über die Tiersele Studien machen will und mit gerechtem Urteil wägen will, der muß jedenfalls zu dem Schluß kommen, daß Anstand und Sitte bei ihrer Fütterung mehr beauptet werden als da, wo die sogenannten Könige der Tierwelt haufen, im Raubtierkäfig. Während im letzteren schon eine Stunde vor Beginn der Fütterung eine höchst unruhige Stimmung herrscht, ein allgemeines Herumdandern, Schnaufen, nervöses Gähnen und ungebildetes Brüllen beginnt, verharren die Reptilien, wenn die Fütterungsstunde naht, in jener Seelenruhe, wozu ihr Magen und ihr kaltes Blut sie befähigen. Sie hätten dabei Ursache, mehr als andere ungeduldig zu sein, denn sie werden nur alle acht Tage ein mal gefüttert, gewöhnlich am Freitag nachmittags, während die Raubtiere jeden Tag einen reichlichen Fraß angewöhnt bekommen. Der Wärter beginnt sein Amt gewöhnlich mit der Fütterung der Krokodile. Aus einem Eimer wirft er ihnen faustgroße Stücke rohen Fleisches in den gefräßigen Rachen hinunter. Sobald das erste Stück die Oberfläche des Wassers berührt, geraten die bis dahin völlig regungslosen Bestien in eine Aufregung, die über ihre Raubtiernatur die richtigen Aufschlüsse gibt. Sie erweisen sich zugleich als höchst unverträglich untereinander, denn es beginnt ein Raufen, Wehen und Herumschlagen mit dem schuppigen Schweiß, daß der Wärter öfters mit dem eisenbeschlagenen Stabe dazwischen fahren muß. Freilich, wenn man nur alle acht Tage einmal etwas zu essen bekommt! Sie stoßen dabei ein Gedrüll aus, das eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Geräusch einer Dampfpeise hat, die man in Tätigkeit versetzt. Nach diesem geräuschvollen Aufsatzt nimmt die Fütterung weiterhin einen gesitteten und vor allem lautlosen Verlauf. Der Wärter erscheint wieder und bringt mehrere Schüsseln, gefüllt voll mit toten Mäusen, die zum Fraße für Frösche und Schlangen bestimmt sind. Es gibt nichts anderes, das Menü ist etwas einförmig und manche brave Klapperfische haben vielleicht schon, misgünstig wie der Oberpriester Kalchas, ausgerufen: „Mäuse, nichts als Mäuse!“ Aber die Herrschaften werden nicht um ihre Meinung gefragt. Uebrigens muß man sie auch zu diesem Fraße noch anregen, wie uns der Wärter erzählt. Er fügt hinzu, daß die Verwaltung des Zoologischen Gartens in jeder Woche etwa 160 Mäuse an diese Massenmahizeit wende, daß die Tiere aber im Winter bedeutend weniger fräßen als im Sommer. Temperamentloser kann man in der Tat bei der Mähzeit nicht sein als Schlangen in der Gefangenschaft. Die meisten beachten die ihnen durch die obere Öffnung des Rüssels hineingeworfenen Mäuseleichen zunächst überhaupt nicht. Erst nach und nach fangen sie an, um die Beute herumzutreten und sie mit einer Art Schleim zu überziehen, der das Verschlingen erleichtert. Lebendiger als die Schlangen zeigen sich schon die Frösche. Der amerikanische Ochsenfrosch, der unsern Frosch an Größe bedeutend übertrifft, springt mit einem Satz auf das ihm gebotene Stück zu und schleppt es in ein kleines Gebüsch. Dem indischen Tigerfrosch muß der Wärter die Mähzeit gerade vorz Maul legen, ehe er sich herbeiläßt, dies zum Essen aufzusperren. Den langwierigsten und friedfertigsten Verlauf nimmt die Fütterung der großen, unablässig an Salatblättern knauenden Riesenschlangentiden; sie kauen 8 Tage lang an einem Vergleich von 5 Zentimetern Durchmesser. Jedenfalls, bei einem Vergleich mit den meisten Menschen, dürften diese Tiere und die vielverehrteste Schlange, was Gemüthsart und Krugeligkeit betrifft, sich in ihrem Vorteil abjemen.

Tod und Todesfurcht.

Das Grauen und die Todesfurcht ist allen Geschöpfen gemeinsam, dem Tiere ebenso wie dem Menschen und vermuthlich auch den Pflanzen. Von den Pflanzen können wir es nur vermuthen, da das Seelenleben der Pflanzen — das unstrittbar vorhanden ist — in seiner Wirkung auf uns, sich nicht zu einem analogen physischen Prozeß verdichtet, sondern rein als sinnliche Wahrnehmung auftritt (Niederung des Geruchs, andere Stellung der Blätter und Blüten, allgemeiner Widerstand gegen die Vernichtung), die wir dann nach Belieben psychologisch interpretieren können.

Gehen wir aber der Todesfurcht logisch oder psychologisch zu Leibe, so ist sie einigermaßen verständlich. Denn wir können doch unmöglich vor etwas Angst empfinden, was wir jeden Tag freiwillig und gern tun — schlafen, unbewußt sein. Selbst wenn diese Unbewußtheit in alle Ewigkeit dauern sollte. Im traumlosen Schlaf oder in der Ohnmacht hört die subjektive Existenz auf, die Empfindung für Raum und Zeit verliert sich, da unser intellektueller Apparat und mithin die Erkenntnisfähigkeit ausgeschaltet ist. Weiter; wenn die Todesfurcht die Angst vor der Nichtexistenz wäre, so müßten wir, wie schon Schopenhauer in seiner genialen Abhandlung „Ueber den Tod und die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“ schreibt, das gleiche Grauen vor dem Zustand empfinden, dem wir vor unserer Geburt unterworfen waren. Aber welcher Mensch denkt mit Grauen an die Zeit vor seiner Geburt? Welcher Mensch — sofern er nicht gerade Buddhist oder überzeugter Theosoph ist — denkt überhaupt an die Zeit, die richtig gesprochen gar keine Zeit ist, da die Zeit selbst nach Kant „die Anschauungsform des inneren Sinnes ist“, an und für sich vermuthlich gar nicht existiert, sondern erst dann auftritt, wenn ein Intellekt seine Funktionen beginnt.

Auch vor dem eigentlichen Akte des Sterbens können wir unmöglich dieses namenlose Grauen haben, denn die Natur ist in allem einfach, ehrlich und betrügt uns nicht. Sie zeigt uns an tausend Stellen, daß das Sterben nicht schmerzhaft und fürchterlich ist, sie zeigt es uns von den Blättern, die im Herbst müde und gelb zu Boden taumeln, bis zu dem Menschen, der im Bett oder auf dem Schlachtfeld stirbt. Nach Aussagen aller Menschen, die kurz vor dem Sterben noch gerettet wurden (Erhängte, Ertrinkende, Erstickende usw.) ist das Sterben nichts weniger als fürchterlich, es wird in fast allen Fällen als absolut schmerzlos, ja sogar als sehr angenehm empfunden. Damit stimmt auch die etwas seltsame Tatsache überein, daß z. B. Ertrinkende und Erhängte nicht übermäßig dankbar für ihre Rettung sind und sich bitter über den blühartigen Schmerz beklagen, der das Erwachen sie gelöst habe.

Wie bei dem Eintreten der eigentlichen Ohnmacht (abgesehen von den vorausgegangenen Schwindel- und Anlusgeföhlen) zuerst die Augen den Dienst aufgeben, so auch beim Sterben. Daher die Frage aller Sterbenden: „Warum wird es so dunkel?“ und ihre Bitte nach Licht. Und daher wohl auch der ergreifende Ruf des sterbenden Goethe. Die übrigen Sinne schwinden rasch nacheinander, das Bewußtsein erlischt, und das, was folgt, ist scharf gesehen schon ein Akt nach dem Tode. Denn der Tod tritt in dem Augenblick ein, wo das Bewußtsein (das die Persönlichkeit ausmacht) seine Funktionen einstellt. Von diesem Augenblick an ist der Schmerz verschwunden wie die Freude und wie alles, was an das Bewußtsein geknüpft ist. Die Einführung der Narkose beruht auf dieser Erscheinung. All die schauerlichen Krämpfe, die ganze Entsetzlichkeit des Todeskampfes sind nur für den Beschauer so schmerzhaft, für den Sterbenden selbst nicht, da er sie nicht mehr spürt. Was nach dem Schwinden des Bewußtseins vor sich geht, kann uns nicht mehr interessieren, da es unsere Persönlichkeit nichts mehr angeht, sondern lediglich physische und chemische Prozesse sind. Schopenhauer sagt daher ganz richtig: Wenn wir sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.

Wenn man will, kann man die Todesfurcht vielleicht mit einem Geleß der Physik erklären, und zwar dem „Geleß der Trägheit oder des Beharrungsvermögens“. Jeder Körper vertritt in der Lage zu verharren, in der er sich augenblicklich befindet, oder anders, jeder Körper setzt einer Lageveränderung einen Widerstand entgegen. Jeder Mensch, der in einem Zuge fährt, kann dieses Geleß am eigenen Leibe studieren. Zieht der Zug an, so fällt man nach hinten, d. h. nach der entgegengesetzten Seite der Fahrtrichtung; hält der Zug an, so geschieht das Umgekehrte. Je brüster das Anfahren oder Anhalten geschieht, desto härter ist die Reaktion. Nun kann es sein, daß dieses Geleß nicht für die Körper, sondern auch für die Seele Geltung hat, wo es sich eben als rein physischer Vorgang abspielt. Jede starke Veränderung in unserem Leben ruft eine gewisse Furcht in uns hervor, und da die Veränderung, die mit dem Tode geschieht, die härteste und unumkehrlichste ist, so ist auch die Furcht davor die größte.